Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Führer am Sonntag. 1933-1941
1934

37 (16.9.1934) Rasse und Volk

Visual Library

Wesentlich günstiger hat sich der Mannheimer Hoftheater-Intendant, der Freiherr von Dalberg, ausgesprochen, der als Aufgabe der Nation das Suchen der „Einheit der verstreuten Teile“ bezeichnete. Aber selbst ihm schien für den Anfang Herders Plan zu weitgehend; in allen Distrikten sollten zunächst einmal „die besten Köpfe ein kleineres, ihnen bekanntes Terrain zweckmäßig bearbeiten.“ Sehr begeistert hat sich für diesen Plan der berühmte Geschichtsschreiber Johannes Müller; aber auch er hielt es für richtiger, wenn die einzelnen Fürsten hervorragende Männer ihres Landes mit ihren Aufgaben betrauten, da sich dann die Verbindung von selber gäbe.

Markgraf Karl Friedrich hat für seine Person sicherlich nur widerwillig dem Gegenvorschlag zugestimmt, der nun, nach dem auch hier wieder einmal viele Köche den Brei verdorben hatten, an Herder abging. Da die Nation für seinen großangelegten Plan noch nicht reif sei, ist darin vorgesehen, daß Private, nicht die Fürsten, eine vertrauliche Versammlung weniger zuverlässiger Männer berufen zu dem Zweck, eine moralische Zeitschrift herauszugeben und zunächst alle weitergehenden Pläne geheim zu halten. Es werden diese Männer auch namhaft gemacht, die für dieses Amt geeignet scheinen; wie eingeengt der Plan war, ersieht man schon daraus, daß bemerkt wird: „Von Katholischen und sonderlich von Oesterreichern dürfte aber wohl anfangs außer v. Bibra (Fulda) Niemand berufen werden, damit man desto vertraulicher sich besprechen und solche Grundgesetze entwerfen könnte, welche die Stifter, ohne die künftigen Mitglieder zu beleidigen, ermächtigten, alles nach dem Hauptzweck zu lenken.“ Aus Karlsruhe selbst wurden als Mitglieder bezeichnet: eben jener Johann Georg Schlosser, auf den der neue Plan zurückzuführen war, und ein Mathematiklehrer am Gymnasium, Joh. Lor. Böckmann, der des Markgrafen besonderes Vertrauen besaß und ihm einst den Plan einer deutschen Akademie nahegelegt hatte. Die ersten Vorbereitungen sollte Herder selbst treffen, da „jeder gern einer Unternehmung beitreten werde, welche derselbe sich zum Geschäfte macht.“

Herder hat in der Zwischenzeit von dem Schicksal seines ursprünglichen Planes wohl schon Einiges vernommen. Denn schon ein paar Monate, ehe er den Gegenvorschlag erhielt, meinte er: „Aus der Sache wird nichts werden, fast wünsche ich auch selbst, daß lieber nichts daraus werde, als daß man sie verderbe.“ Und es war ihm wohl ganz erwünscht, als er dem Markgrafen gegenüber eine weitere Mitarbeit unter Hinweis auf seine gerade bevorstehende italienische Reise ablehnen konnte. Wir wissen nicht, ob sich Karl Friedrich mit derartigen Plänen weitergetragen hat. Die Stürme der französischen Revolution haben dann dieses Projekt für immer weggeweht.

Dora Zantner-Busch:

Aus der Historie des Dürkheimer „Wurschtmarktes“

Dieses ungemein volkstümliche und sich stets so lebensecht und bodenständig darbietende rheinpfälzische Volksfest im Reben umkränzten Bad Dürkheim ist ja längst in allen deutschen Gauen weit und breit bekannt. Nicht so sehr dagegen die Geschichte der Entstehung dieses echt pfälzischen „Michelimarktes“, dessen buntes, lustiges, lebensbejahendes Treiben alljährlich zur Zeit der Weinlese Tausende und Tausende in die sonnigen Gefilde der rheinischen Pfalz lockt, sie hier für Tage frohen Verweilens und harmlosen Genießens festhält. —

Auf dem anmutigen Rebhügel dicht bei dem erstmals anno 742 als Besitz der salischen Frankenherzoge erwähnten Orte Dürtheim, den die Pfälzer seit alters schon den „Michelsberg“ benamseten, da stand schon ums Jahr 1400 eine kleine Kapelle, den Ehren des Hl. Erzengels geweiht.

Zu dieser St. Michaelskapelle wallfahrteten nun seit Jahrhunderten schon aus allen umliegenden Gauen die Gläubigen am Namenstag des Schutzpatrons St. Michael, am 29. September. Die reizvolle Gegend, die einladende Jahreszeit, die goldenen Herbsttage, die köstliche Traubenreife und die brausende Mostfülle, der neue heißgärende Wein, der bizzelnde „Fedderweiße“ dazu, all dies zog Jahr um Jahr tausende frommer Pilger und Pilgerinnen zu St. Michael herbei.

Und die dem Orte naheliegenden saftigen blumichten Wiesen, auf denen heute noch immer der „Wurschtmarkt“ abgehalten wird, die werden ehdem wohl auch schon so einladend und lockend gewesen sein wie heute, so daß man mit Fug und Recht annehmen kann, daß sie mit ihrem weiten Plan auch schon in den allerersten Jahren der Wallfahrt dem weltlichen Vergnügen und der erfrischenden Rast der Waller dienten.

Klug und zupackend wie schon die Bewohner Dürkheims sind und von je ohne Zweifel waren, ergriffen sie diese altehrwürdige Gewohnheit als eine gute Gelegenheit beim Schopfe, boten alles auf, die Fremden durch Speis und Trank, auch durch allerhand weltliche Ergötzlichkeit zu verlustieren, sie so neben den strengen Forderungen und gütigen Gnaden des Heiligtums zu fesseln.

*

Kaiser Konrad II. (1024 bis 1039) begabete den schönen, Wein gesegneten Ort Dürkheim mit der ehrwürdigen mächtigen Abtei Limburg, als deren Lehensmannen die Grafen von Leiningen dann späterhin in den Genuß der einträglichen Herrschaft kamen. Diese gräflichen Leininger haben bald darauf, im 14ten Säkulum den Ort Dürkheim zur Stadt erhoben. Und man darf sicher sein, diese Limburger Herren wußten schon, was sie taten. —

Anno 1449 wurde die uralte St. Michelivallfahrt durch Heinrich Ullner von Dieburg, dem Abte des Stiftes Limburg, zu einer Kirchweih feierlichst umgeschaffen. Und der Chronist weiß zu vermelden, daß dieser kluge Abt Heinrikus mehr bei einem vollen Humpen, denn bei trokkenen modrigen Büchern gesessen sei. Und er erzählt weiter, daß nach altvererbter Ueberlieferung dieser trinkfeste hohe geistliche Herr im Volke als der eigentliche Stifter und Schöpfer des heute längst zu einer so schmackhaften Berühmtheit gewordenen „Derkhemer Worschtmarktes“, bei dessen Nennung jedem das Wasser im Munde zusammenläuft, angesehen wird. —

Woher ist nun der Name „Wurschtmarkt“ gekommen? — Nun, einzig und allein von dem beispiellos tapferen, seit je traditionellen Wurstessen, das an diesen Festtagen neben der ebenso zur Tradition gewordenen Weinprobe des jeweiligen „neuen Jahrgangs“ die größte Rolle spielte. Wahrscheinlich brachten von allem Anfang an die aufs kompakt Weltliche halt auch schon nicht schlecht bedacht gewesten Wallfahrer, dem alten Spruch gemäß, daß Essen und Trinken Leib und Seele zusammenhält, aus den nächsten und weiteren Gauen, etwa aus Grünstadt oder gar auch aus Worms, wo man ja heutzutag noch die „besten Würste“ speist, Brote und Würste als eine gut nährende und gut tragbare Atzung mit und ließen sich solche zum neuen Wein und zu den neuen „Keschten“ (Edelkastanien) trefflich munden. —

Sicher machten ehedem unsere Vorväter, allesamt als handfeste Trinker mit einem gesegneten Appetit begabt, aus eigener Erfahrung die Wahrnehmung, daß zu einer guten derben Wurst sich gar gern und herrlich ein Krüglein blanken süffigen Weines schlürfen läßt, somit aus der ganzen Sache eine recht vergnügliche Spekulation.

Die Dürkheimer, also von den frommen Feinschmeckern belehrt und gewerbig wie sie schon waren, die versahen sich späterhin dann zu jeder „Michelskerwe“ (Michaelskirchweih) mit guten feisten und fetten, dazu genügend langen Würsten in großer Zahl zu ihrem und der frommen Beter und Waller Wohl, die zu Hauf zukamen in ihre Stadt. Man sagt, es sollen früher schon — etwa vor einem Säkulum — immer so an 40 bis 50 000 Würste in Bad Dürkheim bei dieser Michaelskirchweih vertilgt worden sein. In unseren Tagen aber erheblich mehr: man sprach oft genug von 100 000 und noch etlichen darüber. Eine recht stattliche Zahl . . .

Rasse und Volk

Folge 37 — Sonntagsbeilage des „Führer“ — Sonntag, 16. September 1934

P. Martell:

Deutsche Personennamen

Die Namensforschung unserer Zeit hat Bedeutendes geleistet und wo die Forschung nicht volle Aufklärung zu schaffen vermochte, da wurde ihr durch das Dunkel einer Jahrtausende zurückliegenden Zeit die Möglichkeit hierzu genommen. Was uns heute über die Entstehung und Wandlung deutscher Personennamen bekannt ist, bietet eine solche Fülle des Interessanten, daß ein Streifzug durch das weite Gebiet der Namensforschung mehr als lohnend ist.

Alle Völker der alten Zeit haben gemeinsam, daß die Menschen anfangs nur einen Namen besitzen, der bei der früher gering entwickelten Bevölkerungszahl ausreichend war, die einzelnen Personen mit ziemlicher Sicherheit zu bezeichnen. So finden wir bei den Griechen Achilles, Sokrates, Demosthenes, bei den Römern Remus und Romulus. Auch bei unseren Vorfahren sehen wir den Eigennamen in dieser Form auftreten; Namen wie Hagen, Siegfried, Gunther legen hiervon Zeugnis ab. Diese Einnamigkeit der alten Zeit hat sich nun viele Jahrhunderte erhalten: in Deutschland bezeichnet etwa das Jahr 1050 den Zeitpunkt, wo sich in der Namensgebung ein entscheidender Wandel vollzieht und wo der Brauch feste Gestalt annimmt, fortan dem alten Eigennamen noch einen zweiten Namen hinzuzufügen. Verschiedene Gründe mögen zur Entstehung des zweiten Namens geführt haben. Der Ausbau der Verkehrsstraßen hatte eine rege Wandertätigkeit im Gefolge und hierdurch mag eine gewisse Unsicherheit in die Personenbezeichnung hineingetragen worden sein. Außerdem hatte die Bevölkerungszahl fast überall eine stete Zunahme aufzuweisen, was die Personenbezeichnung gleichfalls schwieriger gestaltete. Einen gewissen Anteil hatte hier auch die Erschlaffung der Schöpferkraft der Sprache, die in der Erfindung treffender Eigennamen ermüdet war. Aus allen diesen Schwierigkeiten bot der Zusatz eines zweiten Namens einen erwünschten Ausweg. An sich war dieser Entwicklung dadurch etwas vorgegriffen, daß man bereits in zahllosen Fällen Zusätze bei Eigennamen gemacht hatte, welche beispielsweise die Herkunft einer Person oder ihren Beruf bezeichneten. Solche Beispiele sind Walther von der Vogelweide, Konrad, der Schmied; besonders häufig sind geographische Herkunftsnamen, wie Franz von Sickingen. In Italien hatte sich bereits mehrere Jahrhunderte vor dem 12. Jahrhundert der feste Brauch eines Vor- und Familiennamens entwickelt; es erscheint nicht ausgeschlossen, daß diese italienische Sitte einen gewissen Einfluß auf Deutschland ausübte.

Unter den Namensbezeichnungen, die einer Landschaft entnommen sind, seien hervorgehoben Baier, in oberdeutscher Lautverschiebung Payer und die bekannte Verkleinerungsform Beyerlein. Die vielfach anzutreffenden Namen Döring und Düring sind auf Thüringer zurückzuführen. Zu den Landschaftsnamen rechnen auch die allgemein gehaltenen, wie Normann, Sudermann, Ostermann und Westermann, die aus Nordmann, Südmann herzuleiten sind. Hierhin gehören auch Namen, wie Pohl, Pohlmann, Pollack von Polen abzuleiten, ferner Wendt von Wende, Frese von Friese und andere. Zahlreich sind auch die Familiennamen, die auf Ortsnamen zurückgehen. Unter deutschen Ortsnamen sei hier Holtzendorff herausgegriffen. Recht bekannt sind Familiennamen örtlicher Herkunft mit slawischen Endungen, wie itz, vergröbert itsch, ferner in und ow. In dieses Gebiet fallen Namen, wie Leibnitz, Leisewitz, Lüderitz, Rackwitz, Zedlitz und Delitzsch. Den gleichen Ursprung haben Namen wie Basedow, Gutzkow, Grunow, Passow, Schadow, Virchow. Wie sich der Bauer vielfach nach seinem Dorf nannte, so der Ritter nach seiner Burg. Der bei Ansbach gelegene Ort Eschenbach hat Wolfram von Eschenbach seinen Namen gegeben; der sangesfrohe Walther von der Vogelweide führt seinen Namen nach einem Hofe bei Bozen. Die Familie Bismarck hat ihren Namen der im Regierungsbezirk Magdeburg belegenen Stadt gleichen Namens entnommen. Genauer betrachtet ist der Name aus Bischofsmark herzuleiten und diese Wortkürzung steht mit dem Worte Bistum auf gleicher Stufe. Im Jahre 1562 verließ die Familie Bismarck ihren Stammsitz, um sich fortan in Schönhausen anzusiedeln. Der Stammsitz der Familie des Dichters von Eichendorff ist ein bei Passau gelegenes Dorf; die Reichsfreiherren vom und zum Stein wurzeln ihrer Herkunft nach im Nassauischen; die Hardenbergs sind auf dem Eichsfeld zu Hause; die Familie Zeppelin gehörte ursprünglich nach Mecklenburg-Schwerin. Mancher wird überrascht sein, urdeutsch dünkende Namen tatsächlich im Polnischen wurzeln sehen zu müssen. Derartige ursprünglich polnische Namen lassen sich vielfach an den Endsilben erkennen; solche sind witz, itsch, itz ow und in. Wir finden so recht bekannte deutsche Namen, die aus dem Polnischen hervorgegangen sind. In diesem Sinne sind zu nennen: Seydlitz, Zedlitz, Prittwitz, Wilamowitz und Nostitz. Auch unter den Namen mit der polnischen Endung ow und in finden wir die klangvollsten; nur einige seien herausgegriffen: Wir begegnen da Familien wie Treskow, Lützow, Bredow, Grumbkow, Levetzow, Reventlow, Rochow und Sydow, auch die Schwerins und Tauentziens gehören hierher. In unserer Zeit charakterisieren sich vornehmlich Familiennamen mit der Endsilbe ki und ky als solche polnischer Herkunft. Aus der Fülle der Namen sei nur an Podbielski erinnert. Die Grafen Posadowsky haben ihren Namen einem bei Bernstadt gelegenen Orte Posadowa entlehnt. Die genannte Familie führte übrigens früher den Namen von Jenkwitz. Bei einigen Namen finden wir auch im Besitz der Familie befindliche erbliche Aemter vor dem Namen genannt; aber diese Fälle sind doch seltener. Ein Beispiel dieser Namensart bietet die Familie Marschall von Bieberstein. Der Grund dieser Namensführung ist, daß die Familie das Erbmarschallamt von Meißen in Händen hatte. Der Ort Bieberstein liegt bei Meißen. Auch Droste von Hülshoff gehört hierher, denn Droste ist niederdeutsch und bedeutet soviel wie Truchseß. Sehr oft geben auch einzelne Güter für den Eigentümer die Unterlage für den Namen. Als im Jahre 1687 der Stadtrichter von Schneeberg, Hans Schnorr, in den Reichsadelsstand erhoben wird, wurde aus dem Genannten nach seiner in Sachsen gelegenen Besitzung ein Schnorr von Carolsfeld. In früheren Jahrhunderten war das Wörtchen „von“ auch bei Bürgern und Bauern im weiten Umfange anzutreffen, galt also nicht ohne weiteres als das Zeichen des Adels. Später im Laufe des 17. Jahrhunderts streiften die bürgerlichen und bäuerlichen Namen in der Mehrzahl das Wörtchen „von“ ab.

Ein großes Gebiet nehmen auch die Namen ein, welche sich ihrer Herkunft nach auf den Stand des Trägers, sein Amt oder Gewerbe stützen. Weitläufiger Erklärungen bedarf es hier nicht; Namen, wie Schmidt, Becker, Hammerschmidt, Schaarschmidt sprechen für sich selbst. Ein Schwerdt-

feger ist derjenige, der die Schwerter fegt, das heißt blank macht. Aus dem Kriegshandwerk stammen Namen, wie Hauptmann, Reuter, auf Reiter bezüglich. Dem Hausbau sind entnommen Brettschneider, Zimmermann, Maurer und Schindler, letzterer war der Verfertiger der Dachschindeln. Nicht minder zahlreich sind die dem Nahrungsmittelgewerbe entnommenen Namen. In erster Linie gehört hierhin der Name Müller, ferner Brenner von Brauer. Koch, Salzmann, der ein Salzsieder war, Geißler, so nannte man in Schlesien einen Schlächter, der sich nur mit der Schlachtung von Kleinvieh befaßte, vornehmlich Geißen. Der Oehlschläger war ein in der Oelmühle tätiger Arbeiter, der dort das Oel schlug. Aus dem Gebiet der Kleidung sind folgende Namen entnommen: Schubert, Schubart und Schuchardt aus Schuhwirker entstanden; Lederer war ein Lederarbeiter. In dem Metallgewerbe wurzeln Namen wie Keßler, der Kessel herstellte, Eisner, der ein Eisenhändler war, auch der Name Spener gehört hierher; Spenen vom lateinischen spina waren Nadeln und ein Spener befaßte sich daher mit der Anfertigung von Nadeln. Auch auf das Schankgewerbe sind einige sehr bekannte Namen zurückzuführen. Schenk ist der Inhaber einer Bierschänke, ähnlich der Name Krüger, der auf den Besitzer eines Dorfkruges hinweist; derselbe Name auf niederdeutsch heißt Kröger. Auch der viel anzutreffende Name Kretschmer und Kretschmar ist in diesem Zusammenhang zu nennen, denn „Kretscham" bedeutet auf polnisch Schenke. Schröder oder Schröter waren „Auflader", Männer, die mit der Verfrachtung von Fässern jeder Art zu tun hatten. Auch im Holzgewerbe wurzeln einige vielverbreitete Namen. So Wegener und Wagner als Wagebauer, Schnitzler ist ein Holzarbeiter, Scheffler ein Faßbinder. Dem Handelsstande gehören Cramer, Cremer an, von Krämer abzuleiten; auch Winkler gehört hierher, denn ein Winkler war ein Kleinhändler, der in irgend einem Winkel des Städtchens sein Geschäft betrieb. Und an solchen Winkeln waren die altdeutschen Städte nicht arm. Aus anderen Berufen sei einzelnes hervorgehoben: Bucher, Büchner deutet auf Buchbinder, Scherer auf einen Barbier, Fiedler auf einen Musiker, Piper auf einen Pfeifer. Es nimmt nicht wunder, daß die Zahl der dem reichen Wortschatz des ländlichen Kreises entstammenden Namen recht erheblich ist. Wir wollen von den bekannten Namen wie Bauer, Ackermann, Baumann und Köhler ganz absehen, da diese keiner Erklärung bedürfen. Interessanter sind Namen wie Ledebur oder Molkenbuhr. Ledebur ist niederdeutsch und bedeutet Lede Heide, das heißt also der Heidebauer. Einen neuen, in die Dorfgemeinschaft hinzugezogenen Bauer nannte man Neubauer. Eine gleiche Bedeutung kommt den vielvorhandenen Namen Neumann, Naumann und Niemann zu, da in allen diesen drei Fällen lediglich ein Wechsel der Vokale eingetreten ist. Nowack ist polnisch und bedeutet ebenfalls Neumann. Der Name Hübner, süddeutsch Huber, ist auf Hube, norddeutsch Hufe zurückzuführen; letztere ein bekanntes Feldmaß. Demgemäß ist auch der Hubenbauer anzutreffen.

Unter den Namen, welche Standesbezeichnungen zur Grundlage haben, treffen wir besonders häufige an. Hier ist vornehmlich auf den Namen Schulz hinzuweisen, der in seinem Ursprung auf Schultheiß zurückgeht. Im Osten Deutschlands besaß jedes Dorf seinen Schulzen und ist aus der Dorfschulze noch heute geläufig. Die verschiedenen Schreibweisen des Namens gehen alle dasselbe Stammwort zurück. Nach schlesischer Mundart heißt der Name Schulz Scholz; hier nannte man auch den Vorsteher eines Dorfes Vogt oder Scholz und da dieser bei der Gründung der Siedlung ein größeres Stück Land als die anderen erhielt, so entstanden in Schlesien die Erbscholtisei en. Schulte ist die niederdeutsche Form für Schulze. Der vielverbreitete Name Lehmann ist auf Lehensmann zurückzuführen, also ein Mann, der eine Sache als Lehen erhielt. Der Name Meier in die verschiedensten Schreibweisen leitet sich von dem lateinischen maior ab. Der höchste Hofbeamte der merowingischen Könige war der Majordomus oder der Hausmeier. Das Wort Meier wandelte sich dann im Sinne eines Aufsehers oder Verwalters. Das Mittelalter machte dann aus dem Meier einen Lehnsmann und es entsteht das Meierrecht, nach welchem man das Verleihen eines Gutes als bemeiern und das Fortnehmen eines solchen als abmeiern bezeichnete. In Süddeutschland läuft die Schreibweise Mauer oder Mayr. Ebenso zahlreich sind die Zusammensetzungen mit dem Wort Meier; so finden wir Niemeier, also Neumeier, Echtermeyer, von achterhinten, Sedlmayr vom lateinischen sedel = Wohnsitz, auch das satyrische Biedermeier gehört hierher. Von der Vielgestaltigkeit des Namens Meier kann man sich einen Begriff machen, wenn man berücksichtigt, daß das Wort in mehr als 1000 Zusammensetzungen bekannt ist.

Einige bekannte Namen fallen auch in die Klasse derjenigen, wo ursprüngliche Vornamen zum Hauptnamen wurden. Ein solches Beispiel ist Matthias. Söhne pflegten oft an den Vatersnamen die Bezeichnung Sohn anzufügen. So entstanden Namen wie Matthison. Das Wort Sohn wandelte sich dann in der Endsilbe zu „sen" und so finden die bekannten Namen wie Petersen, Sohn des Peters, Hansen, Sohn des Johannes, Andersen, Sohn des Andreas, Frensen, Sohn des Franz ihre Erklärung. Starke Wandlungen haben auch einige Einzelnamen zu Familiennamen durchgemacht. In dieser Richtung haben sich entwickelt Fritz, Fritsche aus Friedrich, Renz aus Reinhard, woher auch Reineke stammt, ferner Heintze, Henze aus Heinriche, Kunze aus Konrad, Gödeke aus Gottfried, ebendaher Götze, Dietze, Tietz aus Dietrich, auch Tieck und Tiedge folgen aus diesem Stammwort; Wilke ist aus Wilhelm hervorgegangen und Wernicke aus Werner.

Bei dem besonders im Mittelalter weitreichenden lateinischen Sprachgebrauch ist es begreiflich, daß sich in der deutschen Namenswelt viele lateinische und auch griechische Namen festsetzten. Eine besondere Ausdehnung mußten die lateinischen Namen dadurch erlangen, daß es im Mittelalter allgemein üblich war, in Urkunden den deutschen Namen zu latinisieren. Wir finden so für Müller — Pistor, für Hirt — Pastor, für Weber — Textor; letzteren Namen führte der Großvater Goethes; ferner gehören hierher Schmidt — Faber, Neander — Neumann und zahlreiche andere. Manche dieser Namen sind häufiger mit einer angehängten Endsilbe anzutreffen, vornehmlich der lateinischen ius. Beispiele dieser Art sind Sartorius — der Flickschneider, Prätorius — Schulz und Pistorius. Vielfach erscheinen deutsche Rufnamen in der lateinischen Genitivform; hierher gehörende Beispiele sind Georgi, Pauli, Petri und andere.

Wir haben gesehen, daß auf die Namensentstehung die verschiedensten Ursachen einwirken können; hier ist an die schöpferische Wirksamkeit der Spitznamen zu denken, die den Betroffenen oft wie ein Bleigewicht anhängen. In der friderizianischen Zeit und auch schon vorher, wo man der französischen Kultur und Bildung leider soviel Einfluß einräumte, machte sich besonders unter den deutschen Vornamen das Bestreben geltend, französisches Aussehen anzunehmen. So kam es zu den unerfreulichen Bildungen, daß man an männliche Namen weibliche französische Endungen anhing und zwar die Endsilben „ine" und „ette". Es entstanden hiernach Wortbildungen, wie Henriette, Josefine, Philippine, Rudolfine und andere. Ein Schritt weiter in dieser Entwicklung brachte uns dann die berüchtigten Abkürzungen dieser Namen wie Fine, Pine, Mine usw. Die Zeit der Befreiungskriege brachte dann dem deutschen Namen die ersehnte geistige Unabhängigkeit und Selbständigkeit. Der deutsche volkstümliche Name trat wieder in seine alten Rechte. Oftmals haben auch Fürsten viel zur Verbreitung bestimmter Namen beigetragen. Elisabeth von Thüringen gab um die Mitte des 13. Jahrhunderts Veranlassung, daß der Name Elisabeth sehr in Aufnahme kam.

Zum Schluß noch ein Wort über die Geschichte der Namensforschung. Eine grundlegende Bedeutung kommt hier natürlich den zahlreichen Wörterbüchern zu, allen voran den bekannten alten Grimm'schen. Bedeutendes ist naturgemäß in den Einzelforschungen geleistet worden und hier seien klangvolle Namen wie Abel, Steub, Heintze und Vilmar genannt. Von ungewöhnlichem Wert ist das um 1856 von Förstemann herausgegebene „Altdeutsche Namensbuch", das in zwei starken Bänden die Personennamen und die Ortsnamen umfaßt. Ueber „Die Kosenamen der Germanen" hat Stark eine interessante Arbeit geschrieben. Kleinere, aber über das Gebiet recht gut unterrichtende Arbeiten haben Bähnisch und Kleinpaul veröffentlicht. Die wenigen Zeilen werden offenbart haben, daß die Entstehungsgeschichte der deutschen Personennamen eine Fülle des Interessanten bietet, die hoffentlich zu einer engeren Beschäftigung mit diesem Gebiet anregt.

Willi Brandl

Zur Einheit der deutschen Geisteswissenschaften!

Ein denkwürdiger Plan Markgraf Karl Friedrichs von Baden

Es ist eine der vornehmsten Aufgaben der Reichskulturkammer, alle geistig Schaffenden zusammenzufassen zur Mitarbeit an einer wahrhaft deutschen Gestaltung des gesamten Geisteswesens unter klarer Ablehnung aller fremden und schädlichen Elemente. Die Form, die ihre Gründer dafür gefunden haben, ist durchaus neuartig. Um so mehr überrascht es, wenn man in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts auf mancherlei Pläne stößt, die teilweise eine große Aehnlichkeit mit der neuen Schöpfung haben. Am meisten ist das der Fall bei dem Vorhaben, das in Karlsruhe lange die Geister beschäftigte.

Markgraf Karl Friedrich zeichnete sich durch einen besonders lebendigen Patriotismus vor allen deutschen Fürsten aus. Er war einer der Hauptträger der Idee des deutschen Fürstenbundes, von dem er sich nationale Vereinigung auf politischem Gebiet erhoffte. Aber er ging weiter: ihm schwebte gleichsam als Gegenstück zum Fürstenbund eine deutsche Akademie zur Förderung deutscher Wissenschaft, Sprache und Kunst vor, die auf geistigem Gebiet die Deutschen enger zusammenführen sollte.

Man geht wohl nicht fehl, wenn man vermutet, daß dem Markgrafen hier Gedanken vorschwebten, die der von ihm hochverehrte Klopstock in seiner „Gelehrtenrepublik" ausgesprochen hatte. Aber der Fürst war viel zu sehr Realpolitiker, als daß er nicht erkannt hätte, daß Klopstocks großer Plan eines Verbandes der geistig Schaffenden mit eigenen Gesetzen, Beamten, Ständen und Rangklassen nicht lebensfähig war. Ihm lag daher am Herzen, die guten Bestandteile dieses eigenartigen Vorschlags in eine brauchbare Form überzuführen, hauptsächlich die Forderungen nach der Pflege nationaler Kunst und Wissenschaft. Markgraf Karl Friedrich hat sich mit einigen anderen Fürsten, hauptsächlich mit Karl August, mündlich und schriftlich über derartige Pläne unterhalten. Greifbare Gestalt gewannen sie aber erst, als er Herder aufforderte, einen Plan zu einer solchen Akademie zu entwerfen. Es ist also begreiflich, wenn er gleich den Wunsch des Markgrafen erfüllte und ihm kurz vor seiner Reise nach Italien einen Entwurf übersandte: „Ideen zum ersten patriotischen Institut für den Allgemeingeist Deutschlands." Herder schrieb an Karl Friedrich dazu einen Brief, indem er darauf hinwies, daß er nur „im allgemeinen geblieben sei" und daß Einzelheiten noch erwogen werden müßten.

Wie hat nun Herder die gestellte Aufgabe gelöst? Er geht von der nicht abzuläugnenden Tatsache aus, daß die damalige deutsche Geistesbildung nichts einheitliches war, daß vielmehr die einzelnen Teile Deutschlands — die „Provinzen", wie er sie nennt — ganz unterschiedlich weit auf geistigem Wege vorgeschritten seien. Das Wichtigste wäre daher eine Zusammenfassung aller geistigen Kräfte. Die unheilvolle Zersplitterung auch auf diesem Gebiet zeige sich am schlimmsten schon darin, daß den Deutschen eine allgemein gültige Büchersprache fehle, obwohl sie sich rühmen könnten, „daß sie von den ersten Zeiten an, die wir kennen, ihre Sprache unvermischt mit anderen erhalten habe." Die „Teutsche Akademie" soll nicht mit den verschiedenen schon bestehenden wissenschaftlichen Akademien in Wettbewerb treten, sondern sie hat ein anderes Ziel: „Die Vereinigung der geteilten, zum Teil unbekannten und zerstreuten Kräfte zu einem Ziel der patriotischen Aufklärung. Alle kleinfügige Parteilichkeit, jede Verachtung anderer Provinzen und Religionen wird von ihr ausgeschlossen sein: denn alles, was in Deutschland lebt, kann und soll für Deutschland wirken und denken. Kein geteiltes politisches Interesse einzelner Reichsstände soll wissentlich je die Ruhe ihres Kreises, die Klarheit ihres Urteils oder den reinen Eifer ihrer Bemühungen stören: denn Deutschland hat nur ein Interesse, das Leben und die Glückseligkeit des Ganzen!" In erster Linie ist das möglich durch Ausbildung der deutschen Schriftsprache, wobei man sich aber „für despotischen Gesetzen über die Sprache mit größter Sorgfalt hüten" müsse. Ein anderes Tätigkeitsfeld müsse die Pflege deutscher Geschichte bilden, dieses Studium ist „zum patriotischen Geist des gesamten Ganzen unentbehrlich", zumal, „da nach dem Zustand Deutschlands ein allgemeines National-Theater in den Wirkungen, die man von ihm gehofft, beinahe unmöglich ist." So müsse diesen Mangel die „philosophische Geschichte" ersetzen. Und dann kommt noch zu den Aufgaben der Akademie „alles, was zur tätigen Philosophie der Nationalbildung und Glückseligkeit gehört" — Erziehung, Rechtspflege, Einrichtung von Kirchen und Schulen, Staatswirtschaft und Staatsweisheit.

Jeder Landesherr soll nun aus seinem Land Mitglieder ernennen, diese einzelnen „Provinzial-Deputationen" erstatten bei der öffentlichen Versammlung der Akademie Bericht über alle wichtigen Einrichtungen, Unternehmungen, Bücher ihres Landes. Diese werden dann alle zusammen gedruckt als eine Geschichte der Akademie oder als „Jahrbuch des deutschen Nationalgeistes". Der Versammlungsort soll am besten mitten in Deutschland sein, der neben anderen „auch den Vorteil habe, daß er unter den Einflüssen keines Hofs stehe", Herder hat dann dem Markgrafen Karl Friedrich Nürnberg als Sitz der Akademie vorgeschlagen.) Aber nicht auf den Kreis dieser berichtenden Mitglieder und Ehrenmitglieder soll sich die Akademie zusammensetzen, jeder „offene, patriotische Kopf" kann seine Arbeiten der Akademie vorlegen, die sie beurteilt, auch mit einem Preis auszeichnet oder ihr öffentliches Erscheinen erleichtert. Zum Schluß kommt Herder noch auf die materielle Seite des Planes zu sprechen: die Akademie brauche einen Präsidenten und einen Sekretär, die besoldet werden müssen, ebenso wie die ordentlichen Mitglieder, damit nicht gerade die fähigsten Männer „bloß aus Notdurft" abseits stehen müßten. Herder ist da optimistisch: „Die Bestimmung und Einrichtung dieses Fonds würde für die patriotischen Fürsten, denen dies Institut sein Dasein zu verdanken hätte, eine Kleinigkeit sein; und Deutschland könnte sich rühmen, daß nach Jahrtausenden, jetzt zum ersten Mal, seine Regenten aus freier Gnade eine gemeinnützige Anstalt für die Nachkommenschaft gegründet hätten."

Aber selbst dem großzügigen Markgrafen Karl Friedrich scheinen über diesen Punkt Bedenken gekommen zu sein; sonst wird ihm der weitausschauende Plan, der ja in der Hauptsache „seine Idee" war, wohl entsprochen haben. Aber schon in Karlsruhe, wo man ja seit langem mit diesem Gedanken vertraut war, wurden große Bedenken laut. Am schärfsten hat sich Goethes Schwager Schlosser, der damals Geheimer Hofrat war, in einer Denkschrift ausgesprochen. Es ist ein kleinlicher Partikularismus, der sich hier ausspricht, „die Autonomie ist zu wichtig für jedes einzelne Glied des Ganzen," als daß man zu sehr an allgemeine Aufgaben denken könnte. Spießerhaft setzt er hinzu: „daß wir kein gemeines Interesse haben wollen noch können, als daß höchstens alles bleibe, wie es ist." Und dann hat er angesichts des „gebieterischen, verächtlichen Tons, den die Berliner Schriftsteller gegen die Wiener, überhaupt alle Sachsen gegen Bayern und Schwaben angenommen haben," die Befürchtung, daß Schwaben, Bayern und Wien ihren „Witz, Sprache, Dialekt, Geschmack, Philosophie ganz aufopfern muß". Von Herders Plan ist fast nichts mehr übrig geblieben in seinem Gegenvorschlag; es soll eine Gesellschaft von acht Mitgliedern ernannt werden, die eine Zeitung nach dem Muster des englischen „Spectator" herausgeben solle! Sie könne ja daneben nach Art einer der damals beliebten geheimen Gesellschaften im Stillen auf Erweiterung ihrer Ziele hinarbeiten.